

5. So n. Trinitatis, 12.7.20; Kirche St. Marien, Jöllenbeck

„Wie ist Gott: mwd – männlich, weiblich, divers?“

Predigt: Pfarrerin Almut Begemann

Predigttext: Hosea 11,1-9

### Gebet

Auf schwebenden Brücken  
sind wir unterwegs und zu Hause.  
Immer aufs Neue von vertrauten Ufern entlassen  
suchen wir.  
Bis wir ans letzte Ufer gelangen  
suchen wir -  
die verschiedensten Namen nennend -  
DICH.  
Da sein vor dir, möchte ich,  
einfach da sein  
leer von allem Gemachten und Gewollten -  
mit allem, was ich bin,  
was ich heute hierher mitgebracht habe  
lass es still werden in mir  
bis auf den Grund meiner Seele  
dass ich dir ohne Hindernisse begegne  
im Schweigen des Vertrauens

### **Stille**

Zeichne deine Spur  
in diesen Tag.  
Zeichne deine Spur  
in unsere Herzen.  
Amen

Liebe Gemeinde,

wie wir von *Gott* sprechen, mit welchen Bildern, ist keineswegs gleichgültig. Bilder können uns tief im Herzen berühren, unsere vertraute Welt erweitern. Bilder können aber auch einengend wirken und uns den Zugang zum Göttlichen versperren. Deshalb ist es von Belang, welche Worte wir wählen und wie in der Kirche von *Gott* geredet wird.

„Niemand hat *Gott* je gesehen“ heißt es im Johannesevangelium (1,18). Das, was wir mit diesen vier Buchstaben benennen, ist ein Mysterium. Unsagbar, unbegreiflich, unverfügbar. Wiederholt sprechen Mystiker wie Meister Eckart und die Begine Marguerite von Porete deshalb davon, dass *Gott* ein „*Nichts*“ sei. Sie meinen damit, dass es *Gott* eben nicht in dem Sinne gibt wie ein Etwas, das uns gegenübersteht wie ein Gegenstand oder eine Person. „Einen *Gott*, den es gibt, gibt es nicht“, sagt Dietrich Bonhoeffer. In der Erfahrung des

„Nichts“ wird der Platz frei für das Überraschende was sich ereignet in einer Gottesbegegnung, und was wir nicht in der Hand haben.

*Gott* existiert aber nicht für sich. Wie ein absoluter Herrscher, irgendwo außerhalb von uns.

„*Ich bin da, wo du bist*“: Da gibt es diese einzige, faszinierende Stelle in der Bibel, wo *Gott* sich selbst offenbart, als Mose ihn im Auftrag des Volkes nach seinem Namen fragt. „*Ich bin da, wo du bist*“ lautet die Antwort. (2 Mose 3,14) Kaum zu übersetzen sind diese hebräischen Worte. Auch möglich zu sagen ist: „*Ich bin da, als wer ich sein werde.*“ *Gott* ist da, gegenwärtig, ein Sein in Beziehung. Und: *Gott* ist nichts Statisches, sondern ein Sein im Werden.

„Alle Namen werden Dir gegeben, und doch kann keiner Dich fassen. Wie soll ich Dich also nennen, Du, der über allen Namen bist?“ singt Gregor von Nazianz, Kirchenvater im 4. Jahrhundert. Auf unserem spirituellen Weg geht es darum, immer wieder neu dies zu erforschen: Welches Gottesbild hat wirklich Bedeutung für mich? Welches rührt an mein Herz, spricht mich im Innersten an? Ermöglicht mir und uns als christliche Gemeinschaft eine wirkliche Erfahrung? Dass ich mich als geliebter Mensch so wie ich bin angesprochen und gemeint fühle? Welches empfinde ich als festgefahren, kann ich vielleicht nicht mehr brauchen, weil es mir nicht gut tut, mich unfrei macht? Welches erweitert meine vertraute Welt, so dass ich mehr und mehr hineinwachsen kann in das Geheimnis dieser göttlichen Gegenwart?

Wir brauchen unsere Sprache und wir brauchen Bilder. Sie sind „Verlockung zu *Gott*“ sagte der Mystiker Meister Eckart, innere Fackeln, die uns ergreifen können. Tore, die unsere vertraute Welt erweitern und uns ermöglichen, *Gott*, den „*Fernnahen*“, wie Marguerite Porete ihn/sie nennt, zu erfahren. Denn nur mit uns und in uns lebt *Gott* auf.

Und so verstehe ich auch diese besondere Predigtreihe und das Thema heute, dass Sie neu fragen wollen, wie können wir uns *Gott* vorstellen? Männlich, weiblich, divers?

Die Bibel bietet eine Reihe von Namen: *Elohim, El Shaddai, Adonai, ha Shem, Sophia, Schechina*. Dann der heilige Name, die vier Buchstaben **JHWH**, den Juden und Jüdinnen unaussprechlich, und der unübersetzbar ist. Luther gibt ihn wieder mit HERR, das Bild, das unsere Gottesrede so tiefgreifend geprägt hat und bis heute prägt. Und dann finden wir neben all diesen Namen noch eine Fülle von bildhaften Übertragungen, die umschreiben, wie *Gott* wirkt.. Einige davon sind heute schon in der Liturgie erklingen. Sie alle spiegeln

die Fülle und die unermessliche Weite *Gottes*. Alles was lebt, ist gleichnisfähig, denn wir sind geschaffen nach seinem/ihrem Bild.

Aber so einfach ist das nicht. In unserem Kulturraum wurde in den letzten Jahrzehnten viel darüber gestritten, wie von *Gott* zu sprechen sei. Für viele sind unsere Gottesvorstellungen immer noch von einer jahrhundertealten patriarchalen Beeinflussung derart verformt, dass der Begriff *Gott*, und damit natürlich auch *Gott* selbst, fast unbrauchbar geworden ist:

Vater, König, Herr... männliche Metaphern wie diese dominieren bis heute die Gottesrede im Christentum. Das Problem dabei sind nicht diese Sprachbilder selbst - sie haben ihre je eigene Symbolkraft und dürfen ihre Geltung selbstverständlich behalten -, das Problem ist ihre Festschreibung einer ausschließlichen oder vorrangigen Männlichkeit Gottes.

Darum geht es im Bilderverbot – du sollst dir kein *festes* Bild machen!

Es ist der feministischen Theologie zu verdanken, dass es ein Bewußtsein gibt für die Tragik dieser Entwicklung. Sie hat Tore aufgestoßen in eine neue Sprachwelt, die unser Gottesbild erweitert. Weibliche Seiten Gottes finden Ausdruck, und darüberhinaus auch noch ganz andere Bilder jenseits von Geschlechterzuordnungen.

Gott weiblich: Da ist die *Ruach*, die heilige Geistkraft. Im Hebräischen ist *Ruach* - der Heilige Geist - weiblich und bedeutet Lebensatem, auch Windhauch. (vgl. Bild die Hl. Dreifaltigkeit, St. Jakobus, Urschalling) Am Anfang der Schöpfung schwebte sie über der Urflut wie eine gebärende Urkraft, sie durchweht die ganze Schöpfung. Und sie stärkt unseren Körper.

„Wisst ihr nicht, fragt Paulus seine Gemeinde, dass Euer Leib ein Tempel der heiligen Geistkraft ist?“ (1 Kor 6,9).

Gott weiblich: Da ist die *Sophia*, die heilige Weisheit. Auch sie ist von Anbeginn in der Schöpfung da, in ihrem Drehen und Wiegen verbindet sie die Erdgeschöpfe mit dem Schöpfer und der ganzen Schöpfung; ihre Züge werden später auch auf Jesus als kosmischer Christus und als Lehrer der Weisheit übergehen.

Gott weiblich: Und da ist die *Schechina*, wörtlich „die Einwohnung Gottes“. In der jüdischen Überlieferung steht sie für die weibliche Seite Gottes. Sie ist Inbegriff der Nähe und Gegenwart bei ihrem Volk und in der Schöpfung. Die Schechina bringt Ruhe, Glück und Frieden.

Und heute der Lesungstext Hosea 11 - für alle glaube ich unüberhörbar – dass uns hier Gott mit mütterlichen Handlungsweisen geschildert wurde: *Gott* zieht ihr Kind Efraim auf, lehrt es laufen, nährt und stillt es, liebkost es und schenkt ihm Geborgenheit. Hier ist eine

weiblich-mütterliche Gottheit greifbar: Die „*Mutter der Barmherzigkeit*“. Als Israel abtrünnig wird und in Kriegswirren gerät, so heißt es, „lodert ihr Mitgefühl auf, ihr Mutterschoß entbrennt“. Der hebräische Wortstamm für Barmherzigkeit, Erbarmen, Mitgefühl, ist der gleiche wie der für Mutterschoß, Gebärmutter. Hebräisch Denkenden ist dieser Zusammenhang beim Hören sofort vertraut: Gottes Erbarmen und die heftigen Gefühlsregungen im Mutterschoß gegenüber dem heranwachsenden Leben.

Wie klingt das in Ihren Ohren? Gott – *du Mutter der Barmherzigkeit?* ....

Aber: eindeutig in der Geschlechterzuordnung ist dieser Text nicht!

Die politische Lage ist brandgefährlich, Israel wird abtrünnig, lässt sich zerreiben zwischen den Kriegstreibern Assur und Ägypten. Eine väterliche Seite tritt auf den Plan: Bei *Gott* regen sich Zorn und Zerstörungsimpulse. In *Gott* selbst findet nun ein Ringen statt:

„Umgewendet hat sich mein Herz gegen mich selbst. Mein Mitgefühl lodert auf, heftig entbrannt ist mein Mutterschoß. Nicht vollstrecke ich die Glut meines Zornes; ich will Ephraim nicht töten. Denn *Gott* bin ich und nicht ein Mann.“ (Hos 11,9) Sie/Er/ ist zornig, aber sie ist keine Vollstreckerin des Gesetzes. Es ist hier also genauso die Rede von einer *Gottmutter* der Barmherzigkeit wie von einem *Gottvater*, der sich mütterlich erbarmt.

Gender trouble! Deutlich aber ist hier die Kritik an einem vermännlichten Gott. Die üblichen Bibelübersetzungen weichen hier allerdings aus. Sie verwandeln kurzerhand „Mann“ in „Mensch“. Dort steht an dieser Stelle dann: „Denn *Gott* bin ich, und kein Mensch.“ Obwohl im hebräischen Originaltext *îš* = „Mann“ steht und nicht geschlechtsneutral „Mensch“.

Wenn es nun nicht Gottes Art ist, die Gesetzlosen zu strafen, und zu versprechen, am Ende wird alles gut, ich regel das schon:

Was ist Gott dann? Was tut sie? Wie wirkt sie?

Sie ist, sagt der Prophet Hosea, die, die „den Säugling an ihre Wangen hebt, sich ihm zuneigt und ihm zu essen gibt“. Gott ist so allmächtig, wie eine Mutter (oder jemand anders an ihrer Stelle) für ein kleines Kind allmächtig ist: Von ihr hängt es ab, dass wir überleben.

Sie gibt uns Nahrung, lehrt uns sprechen, erklärt uns die Welt, leidet mit uns, wenn es uns schlecht geht, steht uns mit Rat und Tat zur Seite, tröstet und ist ein Vorbild. Aber manchmal erkälten wir uns trotzdem oder schlagen uns das Knie auf. Das kann sie nicht verhindern. Eine Erkenntnis, die dem gängigen Bild vom mächtigen König, der alles so herrlich regieret, entgegensteht.

Die Niederländerin Etty Hillesum hat diese Erkenntnis in beeindruckend klare Worte gefasst. Sie war noch keine 30 Jahre alt, als sie im Jahr 1943 in Auschwitz umgebracht wurde. In den zwei Jahren zuvor hatte sie in ihrem Tagebuch –Das denkende Herz – angesichts der Katastrophe des Holocaust, von der sie klar vorhersah, dass sie sie als Jüdin das Leben kosten würde, ein intensives Gespräch mit Gott geführt. Etty Hillesum schrieb: „Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst auch du nicht viel ändern zu können. Ich fordere keine Rechenschaft von dir, du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen.“ Etty Hillesum interpretiert das Verhältnis zwischen Menschen und Gott als eines der gegenseitigen Bedürftigkeit – und nicht der Herrschaft. Weil es hier um eine Bewegung der Liebe geht, die nicht aus einem Machtwunsch heraus geboren ist, sondern aus einer drängenden Sehnsucht zueinander hin. (*Die letzte Passage nach Gedanken der Autorin Antje Schrupp*)

Viele Menschen heute mögen sich Gott gar nicht mehr als gestalthafte Person vorstellen, allzu menschlich erscheint er/sie ihnen. Heute knüpfen viele Menschen lieber an überpersonale Bilder an: „Luft die alles füllet“, so haben wir eben gesungen. Das Bild der Luft spielt an auf das Wehen der Heiligen Geistkraft, den Lebensatem, der alles beseelt und verbindet. Ganz ähnlich drückt es Paulus aus: „In ihr / in ihm leben, weben und sind wir“ (Apg 17,28). Ein aktuelles Bild: *Gott* und die Schöpfung sind gar nicht getrennt in ein oben und unten, ein außerhalb und innerhalb. Alles ist im großen Netz des Lebens verbunden, aufeinander bezogen und miteinander verflochten. Wie sehr spüren wir dies heute, im Angesicht der weltweiten Bedrängnis durch die Corona-Pandemie. Und wie sehr brauchen wir diese Vorstellung, um die Herausforderungen zu bewältigen, vor denen wir als Menschheitsfamilie gerade gestellt sind.

Niemand kann sagen, dass sie Gott wirklich versteht. Gott ist nicht Dieses oder Etwas, sondern die Leerstelle, über die wir nicht verfügen können, von der aber dennoch unser Leben und die ganze Welt abhängen. Lassen wir immer wieder unsere gewohnheitsmäßigen Vorstellungen über Gott und die Welt los und vertrauen der schöpferischen Geistkraft, von der Paulus schreibt: „Sie erforscht alle Dinge, auch die Tiefen Gottes. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als allein der Geist des

Menschen, der in ihm ist? So weiß auch niemand, was in *Gott* ist, als allein die Geistkraft Gottes. (1 Kor 2,10-14)

Amen